

Prof. Dr. Christoph Dinkel
Pfarrer

Predigt über Apostelgeschichte 6,1-7. Wahl der sieben Diakone. Konflikte – Lösungen – Verschleierungen
14.9.2014, 13. n. Trin., Christuskirche Stuttgart

Unser Predigttext führt uns zurück in die Anfänge der christlichen Kirche nach Jerusalem. Beschrieben wird ein Konflikt und seine Lösung. Ich lese Apostelgeschichte 6,1-7.

In diesen Tagen aber, als die Zahl der Jünger zunahm, erhob sich ein Murren unter den griechischen Juden in der Gemeinde gegen die hebräischen, weil ihre Witwen übersehen wurden bei der täglichen Versorgung.

Da riefen die Zwölf die Menge der Jünger zusammen und sprachen: Es ist nicht recht, dass wir für die Mahlzeiten sorgen und darüber das Wort Gottes vernachlässigen. Darum, ihr lieben Brüder, seht euch um nach sieben Männern in eurer Mitte, die einen guten Ruf haben und voll Heiligen Geistes und Weisheit sind, die wir bestellen wollen zu diesem Dienst. Wir aber wollen ganz beim Gebet und beim Dienst des Wortes bleiben.

Und die Rede gefiel der ganzen Menge gut; und sie wählten Stephanus, einen Mann voll Glaubens und Heiligen Geistes, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, den Judengenossen aus Antiochia. Diese Männer stellten sie vor die Apostel; die beteten und legten die Hände auf sie.

Und das Wort Gottes breitete sich aus und die Zahl der Jünger wurde sehr groß in Jerusalem. Es wurden auch viele Priester dem Glauben gehorsam.

Liebe Gemeinde!

(1) Konflikt und Lösung. Konflikte gehören zum Leben dazu – da ist die christliche Kirche keine Ausnahme. Von manchen allerdings wird an die Kirche die Erwartung herangetragen, dass es in ihr immer harmonisch zugehen müsse. Wenn sich schon sonst alle streiten, sollte man sich doch wenigstens in der Kirche einig sein. Wenn in der Kirche alle so dächten wie ihr Meister es empfohlen hat, müssten aufkeimende Konflikte im Geist brüderlicher Nächstenliebe schnell und konstruktiv gelöst werden. Auch der Evangelist Lukas, der die Apostelgeschichte als Fortsetzung seines Evangeliums aufgeschrieben hat, neigte zu solch etwas romantischen Vorstellungen von christlicher Einigkeit. Sein Bericht von der Wahl der sieben Diakone oder Armenpfleger ist für ihn das Ideal der Konfliktlösung: 1. Das Problem wird benannt. 2. Das Problem wird besprochen. Alle sind sich einig, dass es so nicht weitergehen kann. 3. Man schlägt eine Lösung vor, die von allen akzeptiert wird.

So einfach, schnell und im Konsens sollte es in der Kirche immer zugehen, denkt Lukas. Und so denken sicher viele bis heute. Doch leider gilt heute – und damals galt das auch: die Verhältnisse – sie sind nicht so. Konflikte gehören zum Leben dazu – da ist die christliche Kirche keine Ausnahme, auch wenn man sich das noch so sehr wünschen mag.

(2) Zwei Sprachen, zwei Kulturen. Schauen wir den Konflikt, den uns Lukas schildert, genauer an, dann merken wir, dass hier eigentlich eine viel größere Sache verhandelt wird, als der Bericht suggeriert. Innerhalb der urchristlichen Gruppe in Jerusalem gibt es Jesusnachfolger, die Hebräisch sprechen und solche, die Griechisch sprechen. Um die Versorgung der jeweiligen Witwen geht der Streit. Die Witwenversorgung war ein zentrales soziales Problem der damaligen Zeit. Zu den Witwen gehörten oft auch Waisen – in jedem Fall musste sich an diesem Punkt der soziale Zusammenhalt der Gruppe zeigen. Und genau daran hapert es. Die Gruppe griechischsprechender Witwen fühlt sich schlechter behandelt als die Gruppe hebräischsprechender Witwen.

Hinter diesem kleinen Konflikt steckt ein viel größerer: Das antike Judentum war zurzeit Jesu schon seit mehreren Jahrhunderten zweisprachig. Die Griechisch sprechenden Juden hatten eine eigene Bibel, die Septuaginta. Sie war umfangreicher als die hebräische Bibel. Bis heute finden sich diese überschießenden Texte in den Apokryphen unserer Lutherbibel. Die griechische Sprache und Kultur waren im östlichen Mittelmeerraum dominant. Da hatten manche in Jerusalem Sorge vor Überfremdung und schlechten Einflüssen. Man war sich nicht immer grün zwischen den beiden Sprachgruppen des Judentums – und dieser Sprach- und Kulturkonflikt findet sich nun auch im frühen Christentum. In Jerusalem als dem Zentrum des Judentums, war die hebräische Kultur dominant. Die griechischsprachigen Juden waren in der Minderheit und das ließ man sie auch merken. Es mangelte also auch dort.

In der Zeit, in der unser Konflikt spielt, war das Christentum noch keine eigene Religion, sondern ein Zweig des antiken Judentums. Erst Jahre später wurden die Differenzen so groß, dass man die Christen als eigene Religionsgemeinschaft identifizierte. Das geschah dann auch nicht zufällig in einer griechischsprachigen Metropole, nämlich in Antiochia. Größter Exponent der Gemeinde in Antiochia war der Apostel Paulus, ein Mann mit griechischer Muttersprache. Faktisch ist vom Hebräisch sprechenden Teil der Urchristenheit nicht viel übrig geblieben. Das Neue Testament ist komplett in Griechisch geschrieben. Der uns von Lukas geschilderte Konflikt um die griechischsprechenden Witwen ist also keine Kleinigkeit, vielmehr markiert er eine ganz große Weggabelung innerhalb der Christentumsgeschichte: Die entstehende Religion etabliert sich von ihrer Herkunftssprache und –kultur und fasst Fuß in der damals viel globaleren Kultur des antiken Hellenismus. Das Christentum vollzieht einen Kultursprung, integriert eine ganz neue Gedankenwelt und gewinnt damit auch neue Überzeugungskraft. Deshalb kann Lukas zurecht feststellen: Die Zahl der Anhänger nahm stark zu.

(3) Konflikt und Verschleierung. Was uns von Lukas als Lösung des Konflikts in Jerusalem präsentiert wird, ist bei genauem Hinsehen gar nicht so klar. Die Problemlage ist nämlich vielschichtiger als es zunächst scheint: Einmal geht es um die gerechtere Organisation der Witwenversorgung. Zugleich geht es aber auch um die Entlastung der zwölf Apostel von sozialen Aufgaben, damit sie sich mehr der Verkündigung widmen können. Und schließlich wird im Fortgang deutlich, dass die sieben Diakone eigentlich weder die Armenversorgung der griechischsprechenden Witwen noch die Entlastung der Apostel als Aufgabe haben. Vielmehr erweisen sich die sieben Diakone im Fortgang schlicht als Leitungsgruppe der griechischsprachigen Jesusanhänger. Wie man durch Grabinschriften nachweisen kann, hatten

dabei auch Frauen dieses Amt inne. Der Zwölferkreis hingegen bildete die Leitungsgruppe der hebräischsprechenden Jesuanhänger. Die Darstellung des Lukas verschleiert das alles ein wenig und man gewinnt den Eindruck, dass er um der Harmonie willen ein wenig Nebel versprüht hat.

Die Nebelsprüherei des Lukas hat in der Kirche dann leider Schule gemacht. Bis heute sind viele kirchliche Verlautbarungen für alle, die Klartext mögen, nur schwer zu ertragen. Vor lauter Ausgewogenheit werden die Texte viel zu lange und viel zu langweilig. Das trifft für Verlautbarungen des Vatikans genauso zu wie für EKD-Denkschriften oder für ökumenische Konsenspapiere.

Der Konflikt, um den es in Jerusalem geht, ist jedenfalls ein grundsätzlicher. Seine Lösung hat weitreichende Konsequenzen für das entstehende Christentum. Die Wahl der sieben Diakone ermöglicht den Sprung in eine neue Kultur und in eine sich globalisierende Welt. Die Wahl ermöglicht der sich ausbreitenden Gruppe, sich selbst zu organisieren. Denn das Modell macht Schule: An neuen Orten wählt die Gemeinde aus ihrer Mitte diejenigen, die Leitungsaufgaben übernehmen sollen. Man nennt das Modell „Demokratie“. Die griechische Kultur hat dieses Modell erfunden und die entstehende Kirche hat es erfolgreich für ihre Selbstorganisation eingesetzt.

(4) Die Überschätzung der Konsensmöglichkeiten. Lukas zeigt uns ein tendenziell zu harmonisches Bild der ersten Christenheit. Er überschätzt die Konsensmöglichkeiten. Das ist zwar sympathisch, aber leider nicht realistisch. Damit steht Lukas aber keineswegs allein. Auch das Zeitalter der Aufklärung hat die Konsensmöglichkeiten überschätzt. Ein Beispiel dafür ist Lessings Werk „Nathan der Weise“. Lessing lässt darin drei vernünftige Vertreter des Judentums, des Islam und des Christentums aufeinandertreffen: Nathan den Weisen, den großen Sultan Saladin und einen Tempelherrn, der von Saladin gefangen genommen und begnadigt worden war. Nur der christliche Patriarch von Jerusalem bleibt außen vor. Er spielt den fundamentalistischen Bösewicht. Nach einigen Wirrungen und Missverständnissen endet das Stück in großer Harmonie und allseitiger Umarmung. Alle verstehen einander, weil alle das Gute wollen und alle dem anderen gleichfalls den guten Willen unterstellen.

Lessings „Nathan der Weise“ trägt märchenhafte Züge. Wenn man das berücksichtigt, ist es wunderbar zu lesen. Wir hatten das Vergnügen unlängst im ökumenischen Literaturkreis. Wenn man aber glaubt, dass ein solcher Konsens aller Vernünftigen und Gutmeinenden wirklich zu realisieren ist, dann wird man ein ums andere Mal enttäuscht werden. Denn die Verhältnisse, sie sind nicht so. Die Welten, in denen die Menschen leben, die Kulturen, die Lebensverhältnisse, aus denen sie kommen, und die Interessen, die sie verfolgen, sind zu verschieden. In Großbritannien bricht nach 300 Jahren gemeinsamer Staatlichkeit die Differenz zwischen Schotten und Engländern wieder auf, trotz gemeinsamer Sprache, gemeinsamer Währung, gemeinsamem Staatsoberhaupt. Wer hätte damit gerechnet? Ist das vernünftig?

Die organisatorische Einheit der Kirche ging jedenfalls schon mit der Wahl der sieben Diakone verloren. Künftig waren die verschiedenen Sprachgruppen selbständig und regelten ihre

Angelegenheiten nach eigenen Vorstellungen. Und das war gut so. Auch die Spaltung der mittelalterlichen Kirche in griechische Ost- und lateinische Westkirche erfolgte hauptsächlich entlang von Sprach- und Kulturgrenzen. Die Komplexität der so groß gewordenen christlichen Kirche ließ sich anders nicht organisieren. Das mag man beklagen, das mag Anlass für Vermittlungsgespräche und ökumenische Konsenspapiere sein. Im Grunde ist es aber eine normale Entwicklung und nichts was zu beklagen wäre oder überwunden werden müsste. Auch die Reformatoren sahen das so. Die Einheit der Kirche beruht nicht auf einer einheitlichen Organisation, sie wird vielmehr durch den einheitlichen Bezug auf Christus garantiert. Überspannte Konsenserwartungen haben die Reformatoren daher immer zurückgewiesen.

(5) Die Armen nicht übersehen.

Auch wenn der Konsens überschätzt werden mag – an einem Punkt in unserer Erzählung herrscht dann doch Konsens – und dieser Konsens hält bis heute: Die Armen dürfen nicht übersehen werden. Im Jerusalemer Fall waren es die griechischsprechenden Witwen. Alle waren sich einig, dass auch sie in das christliche Sozialsystem eingeschlossen gehören. Darüber gab es keinen Streit. Der Verpflichtung für die Armen sind wir Heutigen in gleicher Weise verpflichtet. Hier herrscht Konsens über alle Konfessionsgrenzen hinweg. Denn hier gilt für alle verbindlich, was Jesus gesagt hat:

Selig sind, die da geistlich arm sind; denn ihrer ist das Himmelreich. [...]

Selig sind, die da hungert und dürstet

nach der Gerechtigkeit;

denn sie sollen satt werden.

Selig sind die Barmherzigen;

denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. – Amen.